

(Nachdruck verboten.)

4 Das Erwachen.

Von D. Nisman.

Autorisierte Uebersetzung von A. Stein.

(Schluß.)

VI.

Kowriga trank im Laufe des ganzen Abends. Er trank Schnaps und Bier, und Schnaps mit Bier gemischt, er trank „die Destreichsche“ — ein Schnapsaufguß auf Pfeffer und „Schwarzwurzel“, der so stark war wie Rauch. Alles in ihm brannte, als hätte er Dornen geschluckt; er geriet in wahnsinnige Wut und brach in Tränen aus.

Er schlug, „vernichtete“ seine Gefährtin mit dem Säbelleinen und der Hobel und suchte schon nach dem Beil. Doch die blutbedeckte Gefährtin warf das Beil in den Ofen, riß sich von ihm los, lief hinaus und versteckte sich bei den Nachbarn. Und nun begann Kowriga die Möbel und das Geschirr zu vernichten. Er schlug alle Fensterscheiben ein, zerbrach alle Teller und zertrat die Teemaschine und das Heiligenbild mit den Füßen.

Und er trank darauf weiter.

Elf Uhr nachts aber zog er seinen Mantel an und begab sich auf den Hinterhof des Polizeireviere.

Das Fensterlein des Arrestlokals war sehr hoch, so hoch, daß es unmöglich war, dasselbe zu erreichen. Vor sich her murmeln und oft ausschlagend schaute Kowriga lange, den Kopf nach oben gefehrt, zum Fenster hinauf, immerfort Drohungen gegen seine Gefährtin ausstoßend und bei dem Seilend schwörend, daß er zurückkehren würde in die „Wüstfelder“, um dort den Acker zu pflügen. Darauf begab er sich auf den Vorderhof und hielt Umschau.

An der Außenwand lag hinter Heckensträuchern eine lange Kiste, in welcher die Gipser während der jüngst stattgefundenen Remonte Kalk gemengt hatten. Kowriga trat hinzu, ergriff die Kiste mit beiden Händen und schleppte sie mühsam fort.

„He, Teufel!“ rief Gaidutschenko erstaunt, aus der Tür der Wachtstube tretend, „wohin schleppst Du dies?“

Kowriga antwortete mit trunkenem, wütendem Gebraun und drohte Gaidutschenko, daß er ihn „allmöglichst vernichten würde“.

„Der ist mal voll,“ bemerkte dieser, mit stillem Neid den Kopf schüttelnd.

Kowriga schleppte die Kiste bis zum Arrestlokal, stellte sie unter dem Fensterlein zurecht und begann an ihr in die Höhe zu klettern. Einige Male stürzte er mitamt der Kiste zu Boden, schließlich aber gelang es ihm hinaufzuklettern und das Fenstergitter zu ergreifen.

Das Gesicht an die Scheibe pressend, begann er in der Kammer Umschau zu halten. Ganz sonderbare Dinge erblickte er dort, sonderbare, unerwartete Dinge. Er konnte mit einem Male gar nicht begreifen, was dort vorging. . . .

Etwas Weißes, Langes, und ein Mensch stand daneben und band das Weiße hastig um den Hals.

„He, he! Hängt sich der nicht auf?“

Die Kiste geriet unter seinen Füßen ins Schwanken.

„Dieser Bursche, dieser Bub, aufhängen will er sich! . . . Galt! Was soll denn das? Was tut er, dieser Dummkopf? Nein, das taugt ja nicht! Das taugt ganz und gar nicht! Dafür könnte man ihn . . . Ach Du Dummkopf, Du Dummkopf!“

Die Kiste geriet wieder ins Schwanken und kleine Gipsstücke prasselten auf den schmalen Zementstreif nieder, der sich längs der Wand hinzog. Der Mond schien hell, und die länglichen Pfützen auf dem Hofe blinkten mit kaltem, metallischem Glanz.

„Was tust Du da, aufhängen willst Du Dich?“ brüllte plötzlich Kowriga voll Wut. „Wie kannst Du das? Hast Du das Recht dazu?“

Hier verstummte er plötzlich, als hätte ihn eine ungewisse Furcht ergriffen. Da innen schaute ein totblaßes, bageres Gesicht mit ungeheuren, lodernden Augen zu ihm

auf. Und unter dem länglichen Kinn schimmerte undeutlich eine dicke, weiße Schlinge.

„Dieser dickmäulige Satan hat sie geschlagen, ausgekleidet. Er hat deine Frohja vernichtet, und du, mein Täubchen . . .“ Kowriga schluchzte plötzlich flehend auf. „Du Lieber, Guter, ihn sollst du zuerst, die roten Lippen, die sollst du vernichten!“

Wieder schwankte die Kiste, und diesmal konnte Kowriga sie nicht mehr halten. Und auch er selbst konnte sich nicht mehr halten. Er stürzte ab und flog nach unten, und die lange Kiste stürzte auf ihn herab, auf seine Knie und drückte ihn zu Boden.

VII.

Der Mond verschwand; es wurde jünger. Es war lange finster. Stille und Finsternis herrschten ringsum. Dann aber erwachten allmählich Töne und Laute, und der Himmel begann sich aufzuhellen.

Und so lange war es hell, als der Mond gerade ins Fensterlein schaute.

Die Schlinge . . . Tod . . . Erlösung.

Das Mondlicht umfloß Anschls. Antlitz und Schultern, und sein Schatten fiel in länglichem Streif auf die Fußbodensiefen und auf die Wand.

Mit freudigem Gefühl, voll süßen, duftenden Erwartens zerriß Anschl, hastend und oft das Bewußtsein verlierend, sein Hemd zu schmalen Streifen und band sie zu einer Schlinge zusammen. O ewiger, ruhiger Zufluchtsort! O große, lautlose Stille! . . .

Er wollte nicht mehr denken, was früher war, was heute geschehen, er hatte keine Kraft mehr, zu denken, sehnte sich nur nach Ruhe und Erholung und träumte, freudig erbebend, nur vom Tod. . . .

Doch entgegen seinem Willen und allen seinen Kräften stieg etwas von der Vergangenheit in ihm auf — es stieg empor, flammte hoch auf und brannte und brannte. . . . Waren es undeutliche Vorwürfe? Oder unbewußte Selbstvorwürfe? War es jener mächtige Ruf, ein anderer als der heißersehnte? . . .

Ach nein, nein! . . . Nicht denken, nicht denken! . . .

Schneller die Schlinge her! Schneller die Erlösung! . . . Und dann die ewige, große Ruhe! . . .

Doch wieder hört er sein eigenes Schreien, das Pfeifen des Knackschußstreifs und die leidenschaftslose Stimme des Kommissars mit den roten Lippen. Er sieht Minnas weißen Leib, von der Hand des Schutzmanns entblößt. . . . Und die undeutlichen Vorwürfe werden deutlicher. „Darf man denn nicht mal sterben? Ist denn der Tod eine Flucht?“

Und seine Hände fallen kraftlos herab, zerreißen nicht mehr die Streifen zur Schlinge zusammen.

Und so stark war die Qual, so heftig, unerträglich das Leid, das ihn ergriff, daß er seine Hände blutig biß und sein totgraues Gesicht von ihrem warmen Blute gerötet wurde.

Und wieder griff er nach der Schlinge. . . .

Da vernahm er ein sonderbares Scharren und Kräzen an der Wand, hörte, wie schwere Füße von draußen an die Kammerwand schlugen. . . . War es Wirklichkeit? Hatte wirklich ein massiges, breitknochiges Gesicht mit rotblondem Schnurrbart durch das Fenster hineingeschaut? Waren wirklich die Worte gefallen:

„Ihn sollst du zuerst . . . die roten Lippen . . . die sollst du vernichten!“

Stöhnend ließ er die Schlinge fallen und warf sich im Winkel auf den Fußboden.

Und lange lag er hier, an die finsternen Wände geschmiegt, schluchzend und in Qualen sich windend. Lange lag er hier. Und dann verstummte er.

VIII.

Und als er sich vor Tagesanbruch erhob und sein Blick über die weißschimmernde Schlinge glitt, empfand er bei ihrem Anblick weder freudige Erregung, noch schwere Bitterkeit. Ruhig blickte er sie an, hart und fest. . . .

Daran, was mit ihm und Minna geschehen war, dachte er jetzt mit harter Festigkeit. Sein Herz hatte sich mit einem Panzer gewappnet und sein Geist war eisern geworden. . . .

Er sehnte sich nun nicht mehr nach Erlösung, nach einem Zufluchtsort, nach der großen Ruhe des Todes. Er schämte sich auch nicht, daß er sich früher danach gesehnt, er dachte überhaupt nicht daran.

Mit dem Geistrigen war er fertig, das Neue sollte nun anbrechen.

Mutter, vergib! Auch Du vergib, Vater! Und auch Du, Minna, Du leuchtende, nicht aufgeblühte Liebe, auch Du vergib! Vergib, weißes Licht! . . . Dies mein letztes Wort an Euch. Jetzt seid Ihr nicht mehr. Ihr seid vergessen."

In endlosen Reihen steigen die zu Tode Gequälten aus den finsternen Tiefen der Vergangenheit auf, wilde Verzweiflung in den erloschenen Blicken, blutige Flecken auf den blutleeren Gesichtern. Und ein schwarzer Drache mit grellroten Lippen steigt kreisend auf über die nackten Leiber, Spuren eines wahnsinnigen Festmahles an seinen eisernen Krallen.

Er kreist . . . und kreist.
Er wird aber nicht mehr kreisen.

Es war finster. Es war lange finster und still. Dann aber erwachten allmählich Töne und Laute, und der Himmel begann sich aufzuhellen.

Vom Gold des neuen Morgens umflossen, erhob sich Anshl und legte, sich hoch aufrichtend, die Hand auf die Schlinge.

"Ich bin Dein," sagte er.
Ruhig, mit harter Entschlossenheit:

"Ich bin Dein. . . . Zuvor aber töte ich die roten Lippen."

(Nachdruck verboten.)

Mannheims Jubiläums - Ausstellung.

Von Wilhelm Holzamer.

Vor dreihundert Jahren war Mannheim noch ein Fischerort, ein unbedeutendes Dorf. Kurfürst Friedrich IV. erhob es zu einer Stadt, und diese Stadt blühte rasch auf. Dreihundert Jahre nur, und Mannheim gehört zu einer der ersten Handelsstädte Süddeutschlands. Es hat als Hafenstadt Mainz überflügelt und hat sich Frankfurt mindestens an die Seite gestellt. Und nur als Handels- und Gewerbestadt galt es seither. Nur Geschäfte halber kam man nach Mannheim. Wenn es auch an Reizen mehr zu bieten gehabt hätte, als es hatte, die Nähe Heidelbergs wäre ihm gefährlich gewesen. Und es hatte sehr wenig an Reizen zu bieten. Quadratisch gebaut, eine Straße wie die andere — die Mannheimer behaupteten immer, man finde sich leicht in ihrer Geometrie und ihren Buchstaben und Ziffern zurecht, es wäre aber doch für den Fremden notwendig gewesen, daß man die verschiedenen Quadrate mit den Farben des Sonnenspektrums angestrichen hätte, einmal um sie von einander kenntlich, und dann, um sie ein bißchen interessanter zu machen — es war alles nur Geschäft und wieder Geschäft hier. Mannheim war nie eine Fremdenstadt.

Der Sinn für Theater und Musik war aber in seiner Bevölkerung lebendig, und so konnte es nicht ausbleiben, daß im Gemeinwesen Mannheims auch die Schönheit neben dem Geschäfte einmal zu ihrer Geltung kommen mußte. Die neueste Entwicklung der Stadt ist stark auf Schönheit gerichtet, und sie hat ein Recht, mit ihrem Jubiläum einen Abschluß ihrer dreihundertjährigen Vergangenheit zu machen. In der Neustadt befindet sich beziehungsweise die Ausstellung. Hier hat sich an den Wasserturm der neue Stadtteil angegliedert. Wie lange ist es her, da stand er hier ganz allein und einsam. Nun hat sein Erbauer, Bruno Schmih in Charlottenburg, hinter ihm einen Platz von schöner künstlerischer Einheit, von einem freien und reichen Eindruck geschaffen, den Friedrichsplatz. Ein Hüfisen, dessen Vogen seitlich geschlossen sind und sich auf ihrer Höhe nach der Augusta-Anlage öffnen. Der Friedrichsplatz ist der Vorplatz der Ausstellung. Wasserfontänen spielen hier, rings ziehen Arkaden und Pergolen, breite Rasenflächen bilden einen wohlthuenden Gegensatz zu den Brunnhäusern in rotem Sandstein, die der Architekt rings errichtet hat. Breite Wege ziehen dazwischen hin, die Zirkulation gestaltet sich leicht, und der Platz erscheint niemals von Menschen gedrängt, sondern angenehm durch sie belebt. Es dürfte selten eine Ausstellung einen solchen Eingang gehabt haben, so groß und vornehm, so wahrhaft künstlerisch und — persönlich.

Links vom Wasserturm steht das neue Festhaus, der „Rosengarten“, ebenfalls von Bruno Schmih, rechts die neue städtische Kunsthalle, von Professor Billing in Karlsruhe erbaut. Zu beiden Gebäuden gelangt man durch Brückenüberführung. Im Rosengarten sind die drei Festäle, der große Festsaal, der Nibelungen-saal und der Musensaal sehenswert; in der städtischen Kunsthalle ist die internationale Kunstausstellung untergebracht, deren hervorragende Gesamtleistung das Verdienst von Professor Dill in Karlsruhe ist.

Am Eingang der Augusta-Anlage ist von Professor Bruno Schmih eine Straßenüberführung für die Ausstellung erbaut worden. Dahinter liegt die Gartenbau-Ausstellung, die „Garten-

gärten“ in der Augusta-Anlage selbst, seitlich die Sondergärten der einzelnen Künstler und Gartenarchitekten. Professor Laeuger-Karlsruhe, Professor Billing-Karlsruhe, Professor Schulze-Naumburg, Professor Behrens-Düsseldorf haben sich hauptsächlich an diesem Teil der Ausstellung beteiligt, außerdem noch ein paar bekannte Gärtnerfirmen. Den Leistungen der Gartenbau-Ausstellungen ist kein besonderes Loblied zu singen, besonders nicht, wenn man die Forderung stellt, daß für die Kunst der Gartenanlage neue Anregungen gegeben werden sollen. Im einzelnen allerdings darf man manches Schöne und Gutgedachte begrüßen, in jedem der genannten Gärten, Bedeutendes oder stilistisch Zwingendes hat keiner. Schöne Empfindung im allgemeinen ohne besondere Originalität zeichnet den Sondergarten von Schulze-Naumburg aus, ein Schuß deutscher Sentimentalität, ein poetisches Gefühl bürgerlichen Wohlbehagens und geruhssamen Genießens und Genügens. Seine bekannte Art — die bekannte Art seiner Architektur — zeigt der Garten von Behrens, den man feierlich betreten und gemessenen Ernstes durchschreiten muß. Sein Garten ist eher eine Szene, eine Dekoration, als ein Stück Leben. Er hat etwas Totes, und man darf das Lebendige nicht in ihm suchen. Im Laeuger-Garten ist manches schön gedacht, so z. B. die Badehaus-Anlage, aber trotz allem Fleiß des Künstlers gewinnt man doch nicht die Ueberzeugung, daß er der geborene Gartenarchitekt sei. Wie anders freut man sich, wenn man einer Base von ihm begegnet, die ganz seine Eigenart spiegelt und einem von neuem zeigt, daß die Kunst ein Spiel und eine Leichtigkeit sein muß, nicht aber eine Bemühung. In einem Garten der Firma Köthe steht ein netter kleiner Gartenpavillon von dem Obriechschüler Jakob Krug in Darmstadt, sehr reich ausgestattet mit schöner Marmorarbeit, aber nicht gerade sehr persönlich und hervorragend. Mehr Atelierempfinden als Eigenart, aber von guter Komposition und geschmackvollem Einfügen in die Anlage.

Zu festlich vornehmem Empfang ist das Vestibül der Kunsthalle hergerichtet. Ein guter Geschmack hat hier gewaltet und vor Probererei und Ueberladung geschützt. Man tritt ein und bereitet sich auf Großes vor. Ich weiß nicht, was Mannheim nach der Ausstellung an Kunstschätzen haben wird, diese Halle zu füllen und die Erwartungen zu befriedigen. Es ist zu hoffen, daß man dann ebenso wenig enttäuscht sein wird, wie jetzt. Ein bißchen weniger darf es schon sein, denn es ist die Art der Ausstellungen, ein bißchen zuviel zu bieten. Die Mannheimer internationale Kunstausstellung bietet des Guten fast zuviel. Aber es ist wirklich Gutes, was sie bietet.

Man müßte den Katalog ausschreiben. Raum ein Bild, an dem man nur vorübergeht. Jedes lädt zur Betrachtung, sehr viele laden zum Studium ein. Auf das Internationale ist nicht allzuviel Gewicht zu legen, obgleich das Ausland ein paar Stücke gesandt hat, die man nicht oft Gelegenheit hat zu sehen und die in Deutschland nicht gerade bekannt sein dürften. Ich erinnere nur an die Radierungen Whistlers aus dem Kensington-Museum, die Arbeiten Fernand Khnopffs, an Radierungen von Brangwyn und Kennell, den bekannten englischen Buchillustrator, an Schmutz von Lalique, Brutscher-Wien, Ribaud und Gauguin. Die japanischen Keramiken der Stadt Freiburg, kunstgewerbliche Arbeiten der Wiener Werkstätte. Dekorative Gemälde von Klimt, Statuen von Alex Doppler, die ganz hervorragend sind, neue Arbeiten von Hoetger, die nicht ohne Artismus sind, eine Statue von Maillet, die nicht ohne Manier ist, Arbeiten von dem jungen, talentvollen Bourdelle, mehrere Stücke von A. Marque und dem immer süßlicher werdenden v. Walgren. Eine ganze Anzahl von Bildern von Cottet, Manche, Aman Jean, Monet, Simon und van Gogh. Renoirs „Sitzendes Mädchen“, ein Studentkopf von Manet, eines der in ihrer Art bekannten Tänzerinnenpastells von Dega, ein Porträt des Pointillisten v. Nysselberghe und drei Landschaften des talentierten jungen Sérusier. Zwei gute Bilder von Sisley, der, so oft man ihn wiedersteht, einem von neuem zum Bewußtsein bringt, ein wie starker Maler er war, selbstsicher und geraden Weges, während man in Pissaro immer wieder den Suchenden und den tüchtigen Arbeiter erkennt. Dann hängt hier ein kleines Bildchen von Gauguin. Früchte, die er betrachtete. Sehr bunt, sehr weich, sehr warm. Er und van Gogh sind nach Manet und Monet doch die stärksten Anreger für die neuere französische Malerei geworden. Man hätte entschieden die Ausländer geschlossener halten sollen. Die Franzosen sind ja nicht allzuweit voneinander verstreut, aber die Engländer hängen ganz vereinzelt. Das mag den einzelnen Bildern kein Schaden sein, den Ueberblick erschwert es entschieden, besonders wenn ein wohlthätiges Preszbureau es auch noch für gut findet, den Vertretern der Presse alte Kataloge zu geben, die nicht mehr stimmen und ihnen so die Arbeit erschweren, statt sie ihnen zu erleichtern. Man findet Evenspoel mit seinen Studien und Gemälden. Sie wirken ja wohl in ihrer Art noch stark pariserisch, zeigen aber doch das Talent dieses jungverstorbenen Malers, von dem etwas zu erwarten gewesen wäre. Er war vor allen Dingen ein scharfer Beobachter.

Auch die Mannheimer Ausstellung beweist das gute Niveau der heutigen deutschen Malerei. Auch sie weist nicht zum Neuen hin, auch sie betont einen bestimmten, sicheren West. Manches ist heute überwunden, um das vor ein paar Jahren noch gekämpft wurde. Stud z. B., der ein Kabinett für sich hat, wirkt ganz und gar wie eine Sensation, es wird einem nicht wohl bei ihm. So ähnlich wirkte das Kabinett Ferdinand Kellers vor ein paar Jahren in Karlsruhe. Habermann nimmt man hin, ohne sich an dem,

was outriert bei ihm ist, zu stoßen, und in Samberger sieht man nicht mehr die starke Kraft, die man einmal in ihm gesehen. Er ist ganz und gar leibhaftig, ach und wie gleichgültig geht man an Lenbach selbst vorüber. Ein Leib hält einen fest, Liebermanns Seilerbahn schält man stets von neuem wegen ihrer klaren, ruhigen Stimmung. Vor Thomas Virke sinnt, träumt man, vor seinem Wasserfall denkt man Jahre zurück und erkennt die Einflüsse, um dennoch die Wirkung des aufrichtigen Bildes zu verspüren und es zu schätzen. Trübner wird einem ein bißchen über, zu viel Wiederholung, besonders nachdem auch noch seine Frau ganz in seiner Art aufgeht. Zügel's Ochsenpaar entzückt einen, weil es so wuchtig aufgefaßt wie gemalt ist, in den Landschaften der Haider, Leistikow, den Tierstücken von Schramm-Zittau und den Seestücken von Kallmorgen und Hellwig, den hingenden Bildern von Hengeler, den farbig stilisierten Porträts von Zwintscher, dem ausdrucksvoller Köpfechen von Zumbusch erkennt man die bekannte Art ihrer Schöpfer wieder und begrüßt sie. Hans Ungers Selbstporträt — im weißen Sweater — ist ein alter Bekannter, der mit der Zeit nicht verloren hat. Hans von Bartels, Carlos Grethe, Eugen Bracht sind gut vertreten, ohne uns Neues zu sagen. Die Dame in Schwarz von Erler scheint mir nicht zu erreichen, was der Künstler gewollt hat, während die Dame in Federhut, Gelbbraun auf Blau, weißer Hut mit schwarzem Samtband sehr einfach und sehr sprechend und ausdrucksvoll ist. Dill und Hölzel sind sofort zu erkennen, ein Abend von Franz Hoch erinnert auf den ersten Eindruck an Thaulow. In Walter Georgis „Dame in Weiß“ ist das leichte Weiß des Kleides fein auf den Fleischton gesetzt. Ganz besonders hervorzuheben ist Stebovts „Bal paré“, ein äußerst flottes, leichtes und malerisch raffiniertes Bild, fein im Farbenklang, bezeichnend in der Haltung, sprechend im Ausdruck. Dann zwei jüngere Künstler von ganz besonderer Begabung: Karl Hofer und Schmolz von Eisenwerth. Beide stark dekorative Talente. Hofer mit der Eigenart eines mythischen Durchglühtheits, die des Stofflichen nicht bedarf, Schmolz von Eisenwerth mit mehr Realität, aber durch die Eigenart seiner Auffassung sie beherrschend. Beide großzügig, ohne deshalb der Innigkeit zu entbehren.

Reich bebildet ist die Ausstellung mit plastischen Arbeiten. Viel, viel Schönes. Hier wie in der Malerei kommt man in die Verlegenheit, durch die Nennung des einen Namens dem anderen Unrecht zu tun. Man sieht eine Kollektivausstellung von Hahn, die die feine und geklarte Kunst des Münchener deutlich macht, sowie seine Sicherheit jeder Aufgabe gegenüber. Man sieht Silberbrand und eine Reihe von Talenten in seiner Gefolgschaft. Von dem verstorbenen Hudler sind zwei sehr schöne Bronzefiguren ausgestellt, „David“ und der „Träumer“. Nowaritz zeigt in allen seinen Arbeiten die leichte Hand und geschmackvolle Ausführung. Berman füllt einen eigens von ihm entworfenen Raum mit zahlreichen Arbeiten. Ueberhaupt hat man auf dieser Ausstellung die Raumkunst direkte Ausstellungsräume — statt der üblichen Wohnräume — schaffen lassen und sie so in einem besonderen Sinne den Zwecken der Ausstellung dienlich gemacht.

August Gaul sandte seine entzückenden Tierbronzen, glänzend in der Beobachtung, vollendet in der Charakteristik, ausgereift im Stil. Neben ihm stellt sich August Kraus. Er hat den Blick für das Eigenliche und weiß es zu gestalten. Er hat eine zupackende Hand, und obgleich seine Arbeiten klein dem Umfang nach sind, haben sie nichts Kleines. Die lachende Frauenbüste wirkt im edlen Material, Bronze mit eingesehten Steinen, noch besser als in Köln. Die eingesehten Augen sind ganz selbstverständlich, und es ist nichts zu verspüren von dem Experimentellen, das sonst immer in dergleichen steckt. Sprechend in Haltung und Ausdruck gelang Kraus die Statuette des Zeichners Zille; sehr gut, liebevoll, innig, erschöpfend in der Haltung der Kindhaftigkeit die umfangreichere Bronze „Meine Tochter Eva“. Es bleibt zu erwarten, daß sich Aufträge und Aufträgegeber für diesen Künstler finden, denn damit ist ein Talent mehr gefördert, als durch vereinzelten Kauf. Kräfte wollen die Möglichkeit der Entfaltung haben, wollen wachsen an den „größeren Zwecken“.

Von den Ausländern hat mir der schon genannte Alex Oppler den stärksten Eindruck gemacht, der ja freilich ein nur in Paris ansässig gewordener Deutsch-Hannoveraner ist. Er hat Kraft und Größe, er ist bezwingend und beherrschend. Ein Charakteristiker voller Schwere, der im überlebensgroßen Bildwerk eigentlich erst seine ganzen Kräfte entfaltet. Er weiß zusammenzuhalten und bleibt seiner Linien und Formen unbedingt Herr.

Eine solche Fülle von Arbeiten, wie sie hier geboten ist, fordert eigentlich die Einzelstudie. Diese erst könnte all der aufgewandten Kraft, allem Streben und aller Liebe, allen Talenten, werdenden und gemordenen, so gerecht werden, wie es notwendig wäre, wie es befindlich eine Stimme in einem fordert, in der alle Verantwortung laut wird. Aber was sind Worte, Beschreibungen, Hinweise? Sehen und Genießen. Wers kann, der gehe hin und tu's. Er wird nicht mit unerfreulichem Eindruck von dannen gehen.

Kleines feuilleton.

Die Kirchenmaus. Es war totenstill in dem weiten Raume. Das Mondlicht lag über dem altherwürdigen braunen Gefühle und ließ, durch die bemalten Scheiben der niedrigen Fenster gebrochen,

das Bild des Erlösers über dem weißgedeckten Altare nur undeutlich erkennen. Die Orgelempore verschwand fast in den nachtdunklen Schatten, die den ganzen hinteren Teil der Kirche verhüllten, während die holzgeschnitzten Apostel an dem Treppenaufgange zur Kanzel vom vollen Strahl des Lichtes getroffen wurden und die Goldfranzen am Saume der Kanzelbede hell erglühten. Die steinernen Fliesen lagen schimmernd in dem breiter Gange zwischen den Bankreihen, und dort war es so hell, daß man die abgetretene Schrift auf dem großen Grabsteine hätte lesen können, der gerade vor dem Altar in den Fußboden eingelassen worden war. Neben der Kanzel hing an der blendend weißen Wand in einem braunen Rahmen ein Bild, „das jüngste Gericht“. Die roten, züngelnden Flammen der Hölle waren auch im Mondlichte zu erkennen, während die Menge der Seligen, im oberen Teile des Bildes, undeutlich blieb, aber der silberne Schimmer des Lichtes lag hier auf dem Bilde, als ob er den fehlenden Glanz der himmlischen Welt ersetzen müsse.

Der ganze Raum schien in all der Stille und Ruhe ein eigenes, geheimnisvolles Leben zu besitzen, ein heimliches Leben von Pfeiler zu Pfeiler zu spinnen.

Alle Viertelstunde drang bröhnend und summend der Schlag der Turmuhr durch den stillen Raum und ließ nach seinem letzten Schläge jedesmal sekundenlang ein leises, zitterndes Singen zurück, bis alles wieder in ein unendlich tiefes, lautloses Schweigen versank.

Der Mond war indessen weiter herumgezogen und traf jetzt mit den ersten Strahlen die Orgelempore und bedeckte die zinnernen Prospektspitzen mit leisem Glanze. Ein vergessenes Gesangbuch leuchtete mit seinem verblähten, goldenen Schmitte milde auf . . .

Da klang ein leiser, knisternder, nagender Tor durch die hochende Kirche, in steter Wiederholung. Hinter dem Altar schien er hervorzudringen. Ein Kirchenmäuslein nagte an dem einen Fuße des Altarischen.

Der hölzerne Apostel Paulus am Fuße der Kanzeltreppe, der mit seinen Händen ein dickleibiges Buch an sich presste, horchte erschrocken auf und starrte nach dem Altar, eine finstere Falte auf der Stirn. Der Zahn der Zeit! dachte er und versank in düsteres Sinnen.

Da verschwand der Mond hinter einer Wolke, und die Kirche lag in völliger, nachtschwarzer Dunkelheit, als wäre alles in ihr plötzlich erstorben. Nur die Maus hinter dem Altar ließ sich nicht stören.

W. Scharrelmann.

Wirtschaftsgeschichte.

Arbeitslöhne vor 500 Jahren. In unserer Zeit der großen Lohnkämpfe ist es interessant, einen vergleichenden Blick zurückzuwerfen auf die Lohnverhältnisse des Mittelalters, wie dies Joseph Aug. Zug in seinem unlängst erschienenen Buche „Volkswirtschaft des Talents“ (Leipzig, H. Voigtländer) tut, um den allgemeinen Kulturzustand jener Zeit und der Gegenwart einander gegenüberzustellen. Er tritt in seinem Buche dafür ein, in einer von Grund auf neu aufgebauten Volkswirtschaftslehre die schöpferische Kraft des Menschen als einzige Wertquelle und einzigen Wertmesser zum Mittelpunkt alles wirtschaftlichen Denkens zu erheben. Er tritt der Anschauung entgegen, die in der Kunst etwas Entbehrliches, Unnützes sieht, das nicht in Betracht komme, wenn von nützlicher Arbeit die Rede ist; nur zum größten Schaden der Menschheit sei die heutige Trennung der Kunst von dem Erwerbseben erfolgt und die Angelegenheit einer besonderen Klasse geworden. Im Mittelalter dagegen, wo die Zusammenarbeit vieler Menschen die vorbildende Kraft ihrer Talente befruchtete, haben die 10 000 oder 20 000 Einwohner einer der berühmten Städte einen Reichtum an Werten hervorgebracht, der heute noch unsere Bewunderung erregt. Diese Tatsache spiegelt sich auch in den hohen Arbeitslöhnen, die allgemein bezahlt wurden. Um das Jahr 1400 erhielt ein gewöhnlicher Tagelöhner 6—8 Groschen Wochenlohn. Nach dem damaligen Geldwert kostete ein Schaf 4 Groschen, ein Paar Schuhe 2 Groschen; der Wochenlohn entsprach daher einem heutigen Geldwert von 30 M. Für die Lohnbezüge der damaligen Handwerksgelegen setzte z. B. die sächsische Landesordnung fest: „Für einen Handarbeiter mit Kost wöchentlich 9 neue Groschen, ohne Kost 16 Groschen. Den Werkleuten sollten zu ihrem Mittag- und Abendmahl nur vier Eßen, an einem Fleisstag eine Suppe, zwei Fleisch und ein Gemüse; auf einen Freitag und einen anderen Tag, da man nicht Fleisch isst, eine Suppe, ein Eßen grüne und dörre Fische, zwei Zugemüse; so man fasten müsse, fünf Eßen, eine Suppe, zweierlei Fisch und zwei Zugemüse und hierüber 18 Groschen, den gemeinen Werkleuten aber 14 Groschen wöchentlich Lohn gegeben werden; so aber derselbe Werkleute bei eigener Kost arbeiten, so sollte man dem „Polierer“ über 27 Groschen und dem gemeinen Maurer usw. über 23 Groschen nicht geben.“ Da außer den streng gebotenen Sonn- und Feiertagen auch der Montag als sogenannter „blauer Montag“ von den Gesellen als freier Tag zur Beforgung ihrer eigenen Angelegenheiten beansprucht wurde, so ergab sich pro Woche eine bloß vier-tägige Arbeitszeit, die auch an diesen Tagen geregelt war. Zur weiteren Beurteilung der Lohnhöhe mag der Preiswert eines ganzen Scheffels Korn dienen, der nur 6 Groschen 4 Pfennig kostete. Güte und Preis der Lebensmittel standen unter Stadtaufsicht. Gewicht, Preis, Qualität waren, bei sonstiger strenger Strafe, genau vorgeschrieben. Besonders Gewicht legten die Genossenschaften auf die Qualität der Erzeug-

nisse in Material und Ausführung. „Den Meistern, die unehrlich in Handel und Arbeit waren, wurde das Recht des Handwerksbetriebes genommen und die Ware selbst verbrannt.“ So lebte die arbeitende Menschheit in den Städten des gotischen Mittelalters durchaus auf der Kulturhöhe ihrer Zeit

Meteorologisches.

Die Lufttemperatur über Berlin. Das Aeronautische Observatorium des königlich preussischen Meteorologischen Instituts, das im Jahre 1899 im Norden von Berlin, am Infanterieschießplatz bei Tegel, erbaut worden ist, veranstaltet seit August 1892 an jedem Tage und bei jeder Witterung Aufstiege von Drachen oder Drachenballons, um mittels der von diesen mitgeführten Registrierapparate die Temperatur, die relative Feuchtigkeit der Luft, die Richtung und die Geschwindigkeit des Windes festzustellen. Die Ergebnisse werden außer für die Seehöhe der Station, 40 Meter, für die Stufen 200, 500, 1000, 1500 Meter usw. bis zu Höhen von über 5000 Meter ermittelt und täglich durch den „Reichsanzeiger“ veröffentlicht. Alle vier Methoden, mit denen die moderne wissenschaftliche Luftschiffahrt arbeitet, kommen je nach den Weiterverhältnissen zur Anwendung: 1. Aufstiege von Freiballons mit einem oder mehreren Beobachtern. 2. Aufstiege unbemannter kleiner Gummiballons von 2—3 Kubikmeter Inhalt. Diese steigen, da sie ihr Volumen mit zunehmender Höhe vergrößern, mit zunehmender Geschwindigkeit auf und plagen, ohne eine Gleichgewichtslage zu erreichen; ein Fallschirm läßt den Registrierapparat meist ohne Schaden zur Erde herabsinken. Ein Aufstieg bis zu 20 000 Meter dauert wenig mehr als eine Stunde, ebenso lange der Abstieg; infolgedessen legt ein Gummiballon selten längere Strecken als 50—60 Kilometer zurück. 3. Emporheben von Registrierapparaten mittels Drachen. 4. Bei Windstille Aufstiege von Drachenballons mit 68 Kubikmeter Wasserstoffgas, mit denen noch Höhen bis zu 2500 Meter erreicht werden.

Di: Lufttemperaturen, die in der Zeit vom 1. Oktober 1905 bis 31. Dezember 1906 in den angegebenen Höhen über Berlin geherrscht haben, sind von dem Vorsteher des Aeronautischen Observatoriums in einer Karte graphisch dargestellt worden. Diese Karte gibt ein anschauliches Bild der Temperatur in den verschiedenen Höhen und deren Gang von Tag zu Tag, der nicht selten außerordentliche Schwankungen aufweist. Sie zeigt auch die Lage und Dauer der unerwartet häufig stattfindenden thermischen Schichtungen und das plötzliche Hereinbrechen kalter oder warmer Luftmassen.

Verfolgen wir nun die Isotherme für Null Grad Celsius, d. h. die Linie, welche anzeigt, in welcher Lufthöhe täglich der Gefrierpunkt angetroffen worden ist, so finden wir sie am 1. Oktober 1905 in einer Höhe von 2200 Meter, am 2. Oktober bei 450 Meter und am 4. Oktober am Erdboden, während bis zur Höhe von 550 Meter die Temperatur über Null Grad liegt. Am 7. Oktober steigt die Isotherme Null Grad bis gegen 2700 Meter empor und sinkt in einigen Tagen bis zum 20. Oktober auf 1200 Meter herab; nun steigt sie plötzlich bis auf 2600 Meter Höhe, um ebenso schnell zum 22. Oktober wieder auf 1250 Meter zu sinken. Nachdem sie sich in den folgenden Wochen mehrmals auf- und abwärts bewegt hat, beginnt am 14. November Frostwetter am Erdboden, während es zunächst bei 500—1000 Meter Höhe noch wärmer ist. Die längere, bis zum 15. Dezember reichende Kälteperiode ist nur vom 21. bis 27. November und am 29. November unterbrochen, wo die Null Grad-Isotherme bis zu 1000 Meter ansteigt, aber schon am 12. Dezember sinkt in der Höhe eine mächtige warme Strömung ein, die zwischen 300 und 1800 Meter Temperaturen bis Plus 4 Grad hat, während am Erdboden strenger Frost (Minus 8 Grad) fort-dauert. Erst am 16. Dezember erreichte die warme Strömung den Erdboden. Bis zum 12. Januar 1906 liegt die Linie des Gefrierpunktes hoch (bis 2500 Meter), sinkt dann aber zum Erdboden hinab, wo sie bis zum 24. Januar bleibt. Dann setzt eine plötzliche Erwärmung ein, die Null Grad-Isotherme steigt zum 27. Januar bis zu 3100 Meter Höhe, gefolgt von schneller Abkühlung und Frostwetter vom 14. zum 17. Februar. Vom 18. zum 19. Februar steigt die Isotherme vom Erdboden bis zu 2500 Meter; bei 1400 Meter, wo am 16. Februar Minus 12 Grad gefunden wurde, herrscht am 20. Februar eine Temperatur von Plus 6 Grad. Bis zum 5. März fällt die Isotherme langsam zum Erdboden, den sie am 11. und 13. März das letzte Mal erreicht. Nach einem hohen Ansteigen der Linie, am 23. März bis zu 2740 Meter, hält sie sich bis zum 23. April ziemlich niedrig, um dann plötzlich steil anzusteigen und erst zum 27. November wieder bis zum Erdboden zu sinken. Die „kalten Tage“ des Mai, vom 10. bis zum 13. Mai, lassen ein Fallen der Isotherme bis zu 900 Meter erkennen. Im Juni bleibt die mittlere Lage der Linie zwischen 3500 und 2200 Meter, ebenso im Juli und August. Nachdem am 20. August kalte Luft jah bis zu 1500 Meter herabgedrungen war, setzt ein ungewöhnliches Ansteigen der Null Grad-Isotherme ein, das am 3. September zu deren höchster Lage im Jahre, nämlich bis zu einer Höhe von 5600 Meter führte, dem ein ebenso steiler Abfall auf 2800 Meter bis zum 8. September und 1150 Meter bis zum 12. September folgte. Danach trat bis Ende September wieder eine beträchtliche Hebung ein, gefolgt von schnellem Abfall und langsamem Ansteigen bis zum 9. Oktober. In wiederholten beträchtlichen Schwankungen

zwischen 2000 Meter und 200 Meter sinkt die Isotherme Ende November und Anfang Dezember bis zur Erdoberfläche herab; im Dezember, mit Ausnahme der Tage vom 7. bis zum 11. Dezember, herrschen bei Frostwetter auf der Erde Wärmeströmungen in den höheren Luftschichten. R. Z.

Humoristisches.

— Diejenigen, welche... „Haben Sie schon von dem neuesten Skandal gehört? Wahrscheinlich wird's da auch wieder heißen: „Cherchez la femme!“ — „Da können sie aber lange suchen!“

— Die ehrlichen Gäste. Gast: Sieh, da stehen ja meine Gummischuhe, die ich gestern vergessen habe, noch am Ofen; mich wundert, daß keiner der zahlreichen Gäste sie mitgenommen hat? — Wirt: Ja, sie haben sie alle anprobiert, aber keinem haben sie gepaßt.

— Der Zeuge. Präsident: Der Angeklagte Senfmüller ist nicht erschiene. Er hat ein Attest eingeschickt, daß er nicht vernehmungsfähig ist: er sitzt seit gestern abend im Hofräuhaus.

— Ein Erfolg. Wir sind auf dem besten Wege zur Bekämpfung des Krebses; eine Freudenkunde, die nur darum nicht überrascht, weil wir von unseren Ärzten nichts Geringeres erwartet haben. Professor Tilow, Berlin, hat bei hundert Patienten den Krebs künstlich erzeugt, und es ist ihm nach jahrelangen Bemühungen gelungen, mit dem aus den hundert infizierten Patienten gewonnenen Serum ein Kaninchen zu heilen.

(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Eine öffentliche Telefonstation ist in Norddeich dem Verkehr übergeben worden. Sie wird von vier Masten bedient, die 70 Meter hochragen. Die Postverwaltung hat auf der Station einen ununterbrochenen Dienst eingerichtet.

— Für die zweite belgische Südpolarexpedition ist jetzt von Henryk Arktowst, der schon die erste Forschungsreise auf der „Belgica“ mitgemacht hatte, ein vorläufiges Programm veröffentlicht worden. Es soll danach bei dem 100. Grad westlicher Länge möglichst früh im Jahre bis zum Rand des Padeises vorgebrungen und einige Monate lang daselbst geographisch und magnetisch beobachtet werden. Sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet, würden Anstrengungen zur Wahrung eines Beuges durch das Padeis bis zur Küste des Südpolarlandes zu machen sein. Im Vertrauen auf die vorherrschenden östlichen Winde hofft Arktowst die Expedition bis in die Nähe vom King Edward VII. Land bringen zu können, wo dann das Schiff am Rande der Eisbarriere ein festes Quartier würde beziehen können. Dann sollen während des folgenden Frühjahrs Vorstöße südwärts über das Eis unter Anwendung von Automobilen unternommen werden. Nach den bisherigen Absichten wird die Ausrüstung der Expedition für drei Sommer und zwei Winter berechnet werden.

— Städte von Gärten umkränzt. In Dänemark ist eine Vereinigung gegründet worden, die es sich zur Aufgabe macht, Städte und Landgemeinden mit großen Gartenanlagen zu umgeben, die teils als Erholungsstätten dienen, teils Nebenerwerb bieten sollen. Die Vereinigung nennt sich nach ihrem Begründer „Udvalst Nationalhaven“ („Udvalst Nationalgärten“). R. A. Udval hat bereits vor einigen Jahren solche Gärten in Aarhus angelegt, die mit Blumen, Obstbäumen, Küchengewächsen bepflanzt und mit Spiel- und Sportplätzen verbunden waren. Die Nationalgärten werden genossenschaftlich bewirtschaftet. Es soll sowohl für den eigenen Bedarf der Mitglieder wie für den Export produziert werden, wobei vor allem auch an die Herstellung von Konserven gedacht wird. Durch den niedrigen Jahresbeitrag von zwei Kronen — alleinstehende Frauen haben nur eine Krone zu zahlen — wird man passives Mitglied, erlangt Zutritt zu allen Anlagen und wird Mitbesitzer der gemeinsamen Güter. Die aktiven Mitglieder haben eine geringe Anzahlung für die Uebernahme des Areals zu leisten.

Eine besondere Abteilung der Gärten wird den Kindern überlassen, von ihnen unter Aufsicht Erwachsener verwaltet und bewirtschaftet. Innerhalb der Gärten sollen auch Gartenbau- und Haushaltungsschulen errichtet werden. Die Vereinigung strebt ferner danach, die Landwege und Eisenbahndämme zweckmäßig zu bepflanzen, vor allem mit Obstbäumen, ein Gebanke, der schon früher von den Sozialdemokraten im Folkething angeregt worden ist. In Zukunft soll darauf hingewirkt werden, daß die Kommunen die Nationalgärten übernehmen, so daß sie dann tatsächlich Eigentum der Nation werden. Die Vereinigung, die ihren Hauptsitz in der jütlandischen Hauptstadt Aarhus hat, gibt unter dem Titel „Nationalhaven“ eine Zeitschrift zur Förderung ihrer Zwecke heraus. Erreicht sie ihr Ziel, so wird Dänemark, dessen landwirtschaftliche Produktion ja sowieso außerordentlich hoch entwickelt ist, bald ein Land werden, dessen Städte ringsherum von blühenden, fruchtbringenden Gärten umkränzt sind.